

(Nachdruck verboten.)

3) Der Einzige und seine Liebe.

Von Timm Kröger.

3.

Scheiden und — meiden.

Es wurde, wie der Meister gesagt. In acht Tagen ging's mit Stecken und Ranzen und Wanderpaß hinaus in die weite Welt, stracks nach Süden zu, wo man Anschluß an die Chaussee gewann.

Nach dem Kalender sollte es Frühling sein, aber es war rauher Wind und richtiges Abschiedswetter — regenschweres. Niedrige Wolken huschten wie flüchtige Schlauchgespenster über die leeren Felder.

Eine begleitete den Bräutigam bis zum nächsten Dorf, die Schenke war am äußersten Ende, da gingen sie hinein.

Die Wirtsfrau kannte die jungen Leute, sie übersah in ihrer bunten Fäde sofort die Lage der Dinge. „Süh, Reimer Schnieder, ni wahr? — Und dats woll fin lüd Brud?“ sagte sie.

Die Reisenden baten um Kaffee und Brot und Käse, Reimer bestellte dann noch zwei Eier nach und zwei Kornschmäpfe. War es das letzte Mal, so wollten sie auch recht aus dem Bollen schlemmen. Sie gaben sich ihre Abschiedsgeschenke, Reimer seiner Braut ein gelbes, blankes Schmuckstück, das er im Spencer festnestelte. Dann frante er im Ranzen und zog ein schönes Spruchbuch mit Goldschnitt hervor. Die erste Seite war schon beschrieben:

Dir gab ein Gott Zufriedenheit
Und einen muntern Sinn,
Nun wandle du im Rosenpfad
Den Lebensweg dahin.

Ueber diesem Spruch war eine rote Rose, wie man sie in Papierläden kaufte, dick mit Mehlkleister aufgepappt. Es sah nicht schön aus, aber ihnen kam es schön vor, und das ist die Hauptsache.

Eine steckte ihrem Reimer eine Taschenuhr in die Weste. Es war ein altes Erbstück von einem Ohm. Dann lachte sie; auch sie hatte ein Spruchbuch. Spruchbücher waren, zumal bei jungen Mädchen, Mode. Alle Sprüche waren auf „Rosen“ und „Vergißmeinnicht“ und „Lebenspfad“ abgestimmt.

Eines Spruchbuch war schöner als das von Reimer. Es hatte nicht nur Goldschnitt, nein, die Rosen- und Vergißmeinnichtsträuße waren dem Papier in schönen Farben aufgedruckt. Und wie sauber hatte ihre Hand das erste mit dem herzigen Weilchen geschmückte Blatt beschrieben:

Nun wandre hin den Lebensweg,
Den Lebensweg bis an das Grab; —
Ich wünsche viele Rosen dir
Und werf sie auf den Pfad hinab.
Doch wenn du meine Blume siehst,
Die Blume mit dem lieb Gesicht,
Die Blume ist ein Gruß von mir —
Lieb Reimer du — vergiß mein nicht.

Der Schneider las und las und wurde mit dem Lesen nicht fertig. Was hat er mit den Lippen zu ziehen, was hat er seine Augen zu scheuern? Kann er das nicht bleiben lassen?

Nein, er konnte nicht. Plötzlich fing der Mann von der Nadel laut zu schluchzen an, er lag an Hals und Brust seiner EINE und weinte, als gelte es fürs Leben.

Und EINE weinte mit.

Niemand darf schlecht von ihnen denken. Es hat schon jemand wegen geringerer Ursachen geweint. Zum erstenmal trat ihnen die ganze Ungewißheit ihres Glückes vor Augen. Man müßte ein Menschenschicksal und dessen furchtbaren Ernst nicht kennen oder man müßte ohne Herz sein, wenn man mit einem rohen, unbekümmerten: „Jung, wat is denn los? Hier doch ni as 'n Waschwiew“ — diese Krisis, die nur zu einer Reinigung führen kann, stören wollte.

Ich zieh den Schlüssel ab und wache über den Frieden, — über den Frieden ihres Abschiedes, ihrer innerlichen Einkehr. In Romanen ließt sich's hübsch, wie es dann zugeht

und wie beredt die Leute sind. Der eine redet zunächst eine halbe Seite, als habe er das Konzept dazu in der Tasche und den Einbläser hinter der Spindtür, dann kommt der andere und spricht sogar eine ganze Seite. So reden sie noch ein paar Seiten hin und her. — Wie ganz anders ist es doch in Wirklichkeit! Da benehmen sich die Helden unbeholfen und täppisch, um nicht zu sagen dumm, sie reden wenig und das wenige abgebrochen, am allerwenigsten nach einem Konzept. Oder sie reden gar nicht und drücken sich nur stumm die Hände. Und brechen das Schweigen mit so profaischen Bemerkungen, daß es blechern und tönern in den Zymbelschlag, der die Herzen bewegt, hineinklingt.

Auch unsere Freunde hatten schon lange zu weinen aufgehört, sie waren stumm geworden und saßen Hand in Hand. Und zwei gipserne Pausengel standen in der Zimmerede auf der Konsole und waren auch aufs Maul geschlagen, der eine sogar auf die Nase, denn er hatte keine. Und beide machten betäubte Gesichter. Der Ofenbeileger stand auf geknickten eisernen Drehbeinen und war ganz Mitleid. Und ganz still war es. Und doch klang es ihnen von irgendwoher wie Chorgesang und brausender Orgelklang. Und als es so recht voll daherströmte, stand Reimer auf und sagte die denkwürdigen Worte: „Dat is hier hanni kold und min Lied ward of all, EINE.“

Hundert Schritte hinter der Schenke war ein Kreuzweg. Da machten sie's kurz, da reichten sie sich zum letztenmal die Hände.

Noch immer war es windig und trübe und regnerisch.

Auf der Landstraße, von hinten gesehen, nahm Reimer sich in der Tat wie ein Lebenspilger aus. Sie — er glaubte sie schon längst auf dem Heimweg — stand noch lange auf dem Knick hinter einer Stechpalme und sandte ihm ihre Blicke und Segenswünsche nach — Rosen auf dem Lebenspfad. Er konnte sie brauchen; lang und weit und lehmig dehnte sich die Straße. Und dann und wann ein Vergißmeinnicht am Wege — „Bis zum Grab.“ —

Ganz hinten, wo der Weg sich bog und ein Knick sich vorschob, war etwas. EINE hielt es für einen Mann, der auf dem Wall stand. Und er bewegte sich, als ob er grabe.

Was grub er? — Das Grab ihres Glückes?

4.

Ein Gemütsmensch.

Allerdings war es ein Mann, sogar einer, der sich aufs Graben verstand, aber kein Mann auf dem Knickwall, sondern einer, der auf einem Gefährt saß. Und was EINE für die Bewegung des Grabens gehalten hatte, war die schwingende Armbewegung eines mit sich selbst zufriedenen Kutschers, der den „Rattenfesteer“ mit einer kleinen Schwungbewegung von oben nach unten neben dem Handpferd knallen oder vielmehr knippen läßt. Der Mann sah frisch und frisch in die Welt hinein, und es war Jochen Riese. Da gewahrte er den jungen Gesellen mit dem Ranzen.

„Brr!“ sagte Jochen Riese. „Reimerchen, Jung!“ rief er. „Du gehst?“ fuhr er fort.

Reimer Stieper legte die Hand auf die Wagenleiter.

„Ih gah, dat ward Tied!“

„Nun, es muß ja wohl sein, aber mir hast Du nicht Abjüs gesagt.“

„Ja, Jochen, das hätte ich tun sollen. Aber da kam so viel zusammen, und es lag mir so schwer.“

„Nun, ich verstehe —“ lachte Jochen, „Braut und Liebe und so was.“

„Das war's,“ gestand Reimer.

„Soll ich Dir was sagen?“ fing Jochen an. „Es taugt nicht, daß Du Dich so früh mit ner Braut abgegeben hast. Du bist nichts, Du hast nichts, Jahre des Wanderns liegen vor Dir. Ihr werdet alt und welf, wenn Ihr Euch überhaupt bekommt. Du bist ein schmuckes Kerlchen, Du meinst vielleicht, Du kommst gut zu sitzen bei Meister Rickers, wenn wirklich was daraus wird. Aber da hat eine Gule gefessen. Ich weiß, ich handle ja mit ihm, er ist zu dumm, er hat sich „verhandelt“, es steht nicht gut. Was Du aber brauchst, ist eine Braut, die Geld hat, und die wirst Du leicht kriegen, wenn Du vernünftig bist. Na, mach nur nicht son mußsches Gesicht! Ich meine es gut mit Dir. Deine Katrien, — ja,

fein und hübsch und sauber ist sie — das muß man ihr lassen. — Aber sie hat auch was anderes nötig als einen Schneider, der noch nicht gewandert hat, dem noch manches Jahr dahinkläuft, bevor er Meister wird, wenn er es überhaupt wird. Du siehst, ich sage, wie meine Meinung ist, ich rede Leuten nicht nach dem Bart. Das macht, ich meine es gut mit Dir, Reimer."

Nun fing auch Reimer, der bisher platt gesprochen, plötzlich an, hochdeutsch zu reden. Er kante die Worte wie Gummi, aber es ging ganz gut.

"Ich will annehmen, Zochen, daß Du's gut meinst. Aber es ist nun mal so: Lina und ich gehören zusammen."

"Lina und ich gehören zusammen," machte Zochen nach. "Wapperlapapp! Du kennst mich, Reimer," fuhr er fort, "ich heiße Zochen Riese. Und wenn Zochen Riese sagt: Es ist so, dann ist es auch so. Und ich sage: Such Dir eine andere Brant, die etwas mitbringt! Ich denke mir ungefähr so, wie bei Meister Eggert, aber bei einem, der "reines Fohium hat". Es ist eine gutgehende Werkstat, meinethen vier, sechs, acht Gesellen. Und der Meister möchte sich zur Ruhe setzen und hat eine Tochter. — Und die Tochter ist hübsch und nett — ich sehe gar nicht ein, warum sie nicht hübsch und nett sein sollte. — Na — und das andere macht sich dann von selbst."

"Zochen," sagte Reimer, "Du machst Spaß!" Sein Gesicht war finster. "Dat kanns ni in Eernst meen," fügte er wütend hinzu.

Zochen Riese sah ihn verwundert an. So hatte er ihn noch nicht gesehen, das Reimerchen sah ja beinahe gefährlich aus. Der Junge hatte sich entwickelt, oder Lina Riders sah ihm tiefer, als er gedacht hatte. Das sprühte ja ordentlich aus den braunen Augen.

Zochen wurde just nicht verlegen, aber er besann sich doch und ging behutsam vor.

"Das war natürlich nur Spaß," erwiderte er und fing wieder an zu knipsen. "So darfst Du es selbstverständlich nicht machen. Ich meine nur so, ob Ihr es auch ordentlich überlegt hab. Laßt ein Jahr oder zwei ins Land gehen und seht, wie Ihr die Sache auffaßt. Oder laßt es, wie es ist. Ich denke ja nur an Dein Bestes."

Der Wagen kam in langsame Bewegung. Zochen reichte seinem Schulkameraden die Rechte.

"Leb also wohl, Reimer! Nichts für ungut. Viel Glück auf die Wanderschaft! Du wirst viel erleben, halt Deine alten Freunde in gutem Andenken und komm gesund zurück."

Die Lina hat ihn begleitet, dachte Zochen. Ich will sie einholen und auf den Wagen nehmen. Er lockerte die Zügel und ließ den Rattenschwanz über den Köpfen seiner Kasse pfeifen.

Lina war wirklich noch in dem Dorf, wo sie mit Reimer eingekehrt war, als Zochens Wagen über die holperige Straße daherstieß und knatterte. Sie erkannte ihn von weitem. Ein feiner Instinkt veranlaßte sie, ihm aus dem Weg zu geben. Sie trat bei dem Höker Siebers in den Laden und stand noch vor der Tonbank, und Siebers wog noch immer das Pfund Pflaumen ab, als Zochen breit und behäbig vorüberrollte.

(Fortsetzung folgt.)

Henry Fielding.

(Geb. 22. April 1707; gest. 1754.)

Von
M. Beer-London.

Der englische Romandichter und Dramatiker Henry Fielding, dessen 200. Geburtstag den Anlaß zu diesen Zeilen gibt, hat bei den besten seiner Zeitgenossen und Nachfolger ein Maß von Begeisterung erweckt, das man heute nur mit Mühe erklären kann. Seine Dramen sind schon längst der Vergessenheit anheimgefallen und seine Romane "Joseph Andrews", "Tom Jones" und "Amelia" werden nur noch aus literarischem Interesse gelesen. Byron nannte Fielding den "prosa-schreibenden Homer der menschlichen Natur"; Scott verehrte ihn als den Vater des englischen Romans, und Gibbon, der Historiker des römischen Reiches, brach in eine Lobeshymne aus, die gar nicht übertroffen werden kann. "Unser unsterblicher Fielding", sagt Gibbon, "gehörte der jüngeren Linie der Grafen von Denbigh an, die dem Hause Habsburg entstammen. Die Schicksale des englischen und deutschen Zweiges der Familie Habsburg waren sehr verschieden. . . Dem deutschen Zweige entsprossen Kaiser von Deutschland und Könige von Spanien. . . Die Nachfolger Karls des Fünften mögen auf ihre englischen Neffen mit Verachtung blicken, aber der Roman von "Tom Jones", dieses

treffliche Gemälde von Charakteren und Sitten, wird noch leben, wenn das Escorial und die österreichischen Adler verschwunden sein werden." Aus diesen stolzen Worten spricht der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der gesunde, optimistische Geist des revolutionären Bürgertums mit seiner Achtung vor tüchtiger Arbeit, seiner humanitären Moral, seinem Streben nach Freiheit und seinem Glauben an die menschliche Natur.

Und in diesem Geiste findet sich auch die Lösung der Fielding-Begeisterung. Die Romane Fieldings haben nicht wegen ihrer Schilderung von Charakteren und Sitten, nicht wegen ihrer Gemälde der menschlichen Natur, sondern wegen ihres stolzen, humanitären Geistes, wegen ihrer Erfassung der Grundgedanken des 18. Jahrhunderts Begeisterung erweckt. Richardson, der unmittelbare literarische Vorgänger und Zeitgenosse Fieldings, war kleinbürgerlich sentimental und von engherziger, berechnender Moral, die die großen Leidenschaften einer aufsteigenden Klasse nicht kannte. Smollet, der unmittelbare Nachfolger Fieldings, war grobkörnig und epigonenhaft. Fielding allein hat zu jener Zeit die freie, menschliche Moral des 18. Jahrhunderts, das beste der Aufklärungszeit erfasst und in einfacher, kräftiger Sprache, mit weltmännischem Humor und mit vielem Wissen und Können in seinen Romanen dargestellt.

Henry Fieldings Vater war General, der seinem Sohne eine standesgemäße Erziehung in Eton und Leyden gab, aber ihm sonst mit Geld nicht beistehen konnte. Und Henry war lebenslustig, kerngesund, witzig und neigte zum Bohémien. In Geldnöten war er sein ganzes Leben hindurch, mochten ihm seine Arbeiten und später sein Richteramt noch so große Einnahmen bringen. In Frankreich geboren, wäre er zum Enghlopbäisten geworden. Mit 22 Jahren begann er für die Bühne zu schreiben, bis ihm Regierungsmaßnahmen das Dramatisieren verleideten. In einigen seiner Schauspiele: "Don Quichotte", "Posquin" und "Hijlorial Register" geißelte er die politische Korruption der Regierung, den öffentlichen Stimmenlauf bei Parlamentswahlen den heuchlerischen, heuchlerischen Sinn der Geistlichkeit und der Unwissenheit und der Bestechlichkeit der Richter. Seine Dramen haben viel dazu beigetragen, daß Sir Robert Walpole, der forumpierende Schatzkanzler Englands, im Jahre 1737 ein Gesetz annehmen ließ, wonach die Zahl der Schauspielhäuser beschränkt und die Theaterzensur verschärft wurde. Dieses Gesetz machte der dramatischen Laufbahn Fieldings ein Ende. Vom Jahre 1737 bis 1740 setzte er seine Rechtsstudien fort, die er in Leyden begonnen hatte, und war auch journalistisch tätig. Aber im Jahre 1740 wurde er durch ein merkwürdiges Ereignis auf die Bahn des Romandichters geworfen.

In jenem Jahre erschien nämlich Richardsons "Pamela", ein sentimentaler Roman in Briefform, der einen ungeheuren Erfolg erzielte. Richardson war ein schwächlicher, nervöser Buchdrucker, der oft für Dienstmädchen Liebesbriefe schrieb. Auf diese Weise hatte er große Erfahrungen im Liebesbriefschreiben und über das Seelenleben armer Mädchen gesammelt. Ein Verleger, der die Möglichkeit eines Briefstellers für das gemeine Volk erkannte, forderte Richardson auf, einen solchen Briefsteller zu verfassen. Daraus entstand der Roman "Pamela". Dann folgten die Romane "Clarissa Harlowe" und "Sir Charles Grandison", die zu jener Zeit einen europäischen Ruf genossen. — Pamela Andrews ist ein Dienstmädchen von großer Schönheit und Tugend, dem der junge Herr B., bei dessen Puttier sie dient, mit unzüchtlichen Anträgen nachstellt. Pamela bleibt standhaft, und nach vielen Lodungen und Verfolgungen steigt sie über ihren Nachsteller, der sie, die einfache Dienerin, zur rechtmäßigen Gattin macht, um dann von ihr zu einem ehrenwerten Bürger reformiert zu werden. So wurde Pamelas Tugend belohnt.

Fielding, der die Welt gut kannte, brach in ein Hohlnachen über Richardson aus. Ihm war die Tugend Pamelas eine kluge Spekulation auf einen wohlhabenden Mann. Dann war ihm Herr B. ein Booby: ein reicher Gimpel. Fielding sah oft das Laster auf dem Throne und die Tugend in bitterer Armut. Ihm war die Tugend an sich erstrebenswert und bedurfte keines äußerlichen Lohnes. Als Antwort auf "Pamela" schrieb er seinen "Joseph Andrews". Joseph, scheinbar ein Bruder Pamelas, ist Diener in einem herrschaftlichen Hause, wo ihm die Dame, nach dem Tode ihres Mannes, nachstellt und ihm ihre körperlichen Reize anbietet. Diese Szene ist mit einem Naturalismus geschildert, den heute kein englischer Schriftsteller wagen würde. Joseph widersteht den Lodungen, da er von einer wirklichen Leidenschaft für ein armes Dienstmädchen ergriffen ist, und will von der Dame nichts wissen. Er wird knall und Fall entlassen und muß auf die Wanderschaft, wo er mit Pastor Adams zusammentrifft. Beide machen eine ganze Reihe wunderlicher Abenteuer durch, bis endlich Joseph sein Dienstmädchen heiratet. Der Hauptheld des Romans sollte Joseph sein, aber je mehr Fielding in seiner Erzählung fortschreitet, desto mehr geht er von der burlesken Travestie auf Richardson ab, und wird von der Nebengestalt des Pastors Adams hingerissen. In Adams verkörpert sich die Jugend, wie sie Fielding verstand. Adams ist eine der edelsten Gestalten der Aufklärungszeit — eine Gestalt, wie sie nur noch Lessing hätte zeichnen können. Seine Brüder in Christo verpönten ihn, da er einen menschenliebenden Mohammedaner einem glaubensfesten, aber tatenarmen Christen vorzieht. Der Roman atmet den Geist der Demokratie. Fielding verhehrt nie den scheinbar sündhaften, aber in Wirklichkeit grundguten Charakter des gemeinen Volkes zu zeigen und die Prüderie, die Scheinheiligkeit

und die Lüsterheit der reichen Damen und Herren zu züchtigen. Er haßte den niederen Adel (die Junker) und die Großbourgeoisie aus tiefstem Herzen.

Der Roman, der mit vielem Humor und hier und da mit ausgelassener Satire geschrieben ist, erzielte in gebildeten Kreisen einen großen Erfolg, der Fielding ermutigte, sich als Schriftsteller der Romandichtung zu widmen. Er wirkte gleichzeitig als Rechtsanwält, dann als Polizeirichter, und veröffentlichte im Jahre 1749 seinen „Tom Jones“, der auch als Komposition musterhaft ist. Hier haben wir wieder den Gegensatz zwischen Buchstabenglauben und tätiger Menschenliebe, zwischen Scheinheiligkeit und Geistesadel. Tom, der Held des Romans, ist beiseite kein Tugendheld im gewöhnlichen Sinne. Er ist ein Findelkind und wächst zu einem Leidenschaftlichen, aber ruhigen, edelherzigen jungen Mann heran. Sein Halbbruder, der von legitimer Geburt ist, stellt den heuchlerischen, tückischen Gentleman dar. Beide leben im Hause eines menschenfreundlichen Edelmannes, der für sie zwei geistliche Lehrer bestellte. Auch die beiden Lehrer bilden einen Gegensatz: einer ist buchstabengläubig, rau und hartherzig und glaubt an den Prügelstoß; der andere ist Deist, der an die ewige Gerechtigkeit und an die Zweckmäßigkeit der Welt appelliert. Tom liebt Sophie, die einzige Tochter des Junkers Western, der aber statt des illegitimen Sproßlings lieber den legitimen Halbbruder Toms zum Schwiegersohn haben möchte. Junker Western ist der Typus des damaligen Junkertums: unwissend, trotz seines Univeritätsbesuches; sein Englisch ist ungrammatikalisch; seine Unterhaltung oft zotenhaft. Seine Tochter, die mit allen Tugenden eines adligen Mädchens ausgestattet ist, gehört ihrem Vater in allem, was zu Kindespflichten gehört, aber was ihre eigene Person betrifft, macht sie ihre Rechte geltend. Sie zieht Tom vor, trotz alles Polterns ihres junkerlichen Vaters. Nach vielen spannenden Abenteuern, in denen das Leben des Landes und Londons geschildert wird, führt Tom seine Sophie heim. Der Roman „Tom Jones“ wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Er ist sehr weitläufig und enthält viele Reflexionen über Kunst und Leben, wie man sie später auch in Goethes „Wilhelm Meister“ findet.

Fielding bildete sich an den größten Humoristen der Weltliteratur: Aristophanes, Lucian, Cervantes, Molière, Shakespeare und Swift, besonders aber an Cervantes, der auf die englische Literatur einen großen Einfluß ausgeübt hat.

Sein letzter Roman „Amelia“ ist eine Idealisierung seiner nach wenigen Ehejahren verstorbenen Frau, die von ihm, wie er sich vorwarf, nicht gut genug behandelt worden war. Dieser Roman ist mit tieferem Ernst geschrieben, das Londoner Leben ist in graueren Farben gemalt, und an manchen Stellen bricht auch eine soziale Kritik hervor gegen die Monopolisten und gegen die Richter, die das Elend der Armen verschärfen. Jedoch endigt auch dieser Roman, wie alle Romane Fieldings, mit einem glücklichen Abschluß. Dem das 18. Jahrhundert war optimistisch. Nur zwei geniale Schriftsteller jener Zeit bilden scheinbar eine Ausnahme von dieser Regel: Swift in „Gullivers Reisen“ und Voltaire in „Candide“. Das letzte Buch von „Gullivers Reisen“ ist eine unbarmherzige Satire auf die Zivilisation, und Voltaire's „Candide“ ist von Anfang bis zu Ende gegen den Optimismus gerichtet. Aber bei näherem Zusehen gilt dieser Pessimismus doch der christlichen Zivilisation, aber nicht dem allgerainen Schicksale der Menschheit. Und Fielding war so durch und durch optimistisch, daß er das Laster als das Zufällige, die Tugend aber als das Wesen des Volkscharakters betrachtete.

Kleines feuilleton.

Theater.

Schiller-Theater N. (Ensemble-Gastspiel des Lustspielhauses.) „Am grünen Weg“, ein Stück heiteres Berlin in 4 Akten von Heinrich Bee. Das „heitere Berlin“, das der Theaterzettel anfangs, entpuppte sich leider als ein ziemlich langweiliges. Die Art der alten Berliner Poffen, die, wie verschiedene Ausgrabungsversuche vor einigen Jahren zeigten, doch schon einen überraschend verstaubten Eindruck machen, wird hier getreulich, nur mit noch größerer Sparsamkeit an geistigem Aufwand, nachgeahmt. Die Komödianten-Eitelkeiten und Abenteuer eines brüchig gewordenen Heldentors, der seinen Größtenthum und seine gravitätischen Mäuren noch im Ringeltangel dritten Ranges unerschütterlich bewahrt, könnten gewiß den Stoff zu einem lustigen Schwank von typisch lokaler Färbung geben. Solle Ueberreibungen hätte man sich gern gefallen lassen. Nicht, daß der Autor karikiert, daß sich die Komik des Stoffes wie der Karikatur bei ihm in einigen wenigen Wendungen erschöpft, der Mangel an lebendiger poffenmäßiger Erfindungskraft, der durch banale, abgegriffene Trübs verdeckt werden soll, ist das Verdrießliche. Auch der dritte Akt, der Clou des Stückes, wo der stolze, von einer liebenden Bäckerstutwe standesamtlich eingefangene Liedersänger, die unwürdigen Fesseln der Ehe durchbrechend, zum Schauplatz seiner Triumphe, zur „Bierglode“, zurückkehrt, um das „Volk“ durch seine Kunst zu faszinieren — war in der Darstellung des Paritätés und Publikums recht arm an Einfällen, die nächsten, billigsten Effekte mußten herhalten. Am übelsten stand es um die Erfindung im Schlußakt, bei der Wiedereroberung des Ausreißers durch die energische Gemahlin. Herr Marg war, soweit

der Text es zuließ, sehr possierlich als großer Mann; mit gutem Humor unterstützten ihn in Nebenrollen die Damen Wendi und Ruhn, Herr Beckmann und Asta Hiller als Budikerehepaar, vor allem Zimpfeken, der einen Stadtreisenden in Butter und Eier, ein Kupfer der Beredsamkeit und Eleganz, zu repräsentieren hatte. Die flotte Aufführung verhalf dem Stück bei aller seiner Dürftigkeit zu einem lauten Lacherfolg.

„Freie Volksbühne“ im Neuen Schauspielhaus. Die Vorstellung am letzten Sonntag hatte einen literarischen Charakter. Es wurden drei Einakterdramen zur Aufführung gebracht, in denen die Note der Wiener Dichtergemeinschaft. Die realistische Erfassung des Lebens mit seinen geheimnisvollen Hintergründen und letzten Fragen bildet hier das eigentliche Symbolische. Eine vollkommene Lösung des Rätselhaften ist, weil sie sich, wie dieses, in Widersprüche verlieren würde, vermieden. Natur läßt sich des Schleiers nicht — berauben. Es wird eine Melodie angeschlagen, die ohne völlige Befriedigung zu gewahren, vorgeitig abbricht. Ein tiefer Sinn liegt in dem bald heiteren, bald tragienden Spiel mit immateriellen, geistigen wie seelischen Dingen und Zuständen. Der Dichter stellt sie zur Diskussion. Wie wir sie uns auszudenken versuchen, ist nicht seine Sache. Von Arthur Schnitzler, dem unbestrittenen Führer des literarischen Jung-Wien, gelangte das neoromantische Verspiel „Paracelsus“ und das einaktige Schauspiel „Die letzten Masken“ zur Aufführung. Das erstere hat historische Reminiszenzen und mittelalterliches Kolorit; das zweite führt uns in die Gegenwart hinein. Ein modernkünstlerischer Novellenstoff tritt hier in dramatischer Motivbehandlung auf. Der an sonderbaren Schicksalsverfaltungen zugrunde gehende Journalist Rademacher ist eine tragische Figur für sich. Sein Weg führte nicht aufwärts, damit seine dichterische Durchschnittsbegabung sich entfalte und Früchte zur Reife bringe, sondern in die jegliche Schöpferkraft erstickende Tiefe. Er, der vielleicht zu schönen Leistungen gelangt wäre, mußte sich zum geistigen Lohnsklaven erniedrigen, während sein ehemaliger Jugendfreund Weighast es zu Ansehen und Berühmtheit gebracht hat, weil ihm das Glück hold gewesen. Als Feinde sind sie einander entfremdet. Nun, da Rademacher sein Lebensende herannahen fühlt, will er dem gehähten Rivalen noch einmal sagen, wer und was für ein lächerlicher Fant der gewesen. Aber als Weighast ihm gegenübersteht, als er aus seinem Munde vernimmt, daß auch der seine Kämpfe und Sorgen hatte bis zu dieser Stunde, da schweigt er — und stirbt. In „Paracelsus“ wurden die Hauptrollen durch Anton Zimmerer (Cyrian), Hubert Dieck (Paracelsus) und Toni von Seiffert (Justine) ansprechend vertreten. Als Doktor Copus bot Fritz Kleinke eine gute Charaktercharge. In „Die letzten Masken“ gaben Albert Borée (Schauspieler Jodverth) und Hans Siebert (Rademacher) die besten Leistungen. — Ernst Belisch's Komödie „Das Fest des Sankt Matern“ offenbart schöne dichterische Qualitäten. Das Stück ist mit sicherem dramatischen Geschick aufgebaut und in einer ebenmäßigen, wohlklingenden Verssprache geschrieben. Es fand starken Beifall. Die Darstellung — der Dichter führte persönlich die Regie — war hinsichtlich des flotten Ensemblespiels vortrefflich. Anton Zimmerer verkörperte den Claus Ciriag wirkungsvoll. Unter den Vertretern der zahlreichen Nebenrollen sind Franz Höbbling (Caspar Frank) und Gertrud Arnold (Zornarie) an erster Stelle zu nennen. Fritz Kleinke (Pfarrer), Albert Borée (Arzt) trugen gute Masken zur Schau. — e. k.

Münchener Theater. Im Münchener Volkstheater wurde ein neues romantisches Märchen des jungen Münchener Autors Franz Dülberg: „Korallenkettlin“ bei seiner Aufführung mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Dülberg wirft sich darin zum Anwalt der Dirne auf, er führt dabei nicht, wie Bedekind, erotische, sondern soziale Faktoren ins Treffen. Sorgt dafür, daß Cure Söhne keine Dirnen mehr brauchen, sagt der dirnenfreundliche Prinz zu den Sittlichkeitsvätern der Stadt: „Müht ihr diese Liebespenderinnen aber noch, so macht auch ihr Gewerbe ehrlich und achtet es. Da das Vordell nach Bedekind und Scholow sich jetzt bühnensfähig geworden, ist hier gleich eine ganze Gasse von Freudenhäusern auf die Bühne gebracht. Aber gerade dieser erste Akt mit dem mittelalterlichen Flamingogäßchen, wo die Mädchen mit dem gelben Brustfied, der ihr Schandgewerbe andeutet, bei den bunten Laternen stehen, wirkt wie ein Kapitel aus einer traurigen Legende. Ein junges Ding, das zum erstenmal das Korallenkettlin trägt, das Symbol der künstlichen Liebe, gerät an einen alten Wollüstling und ihr liebessehnsüchtiges Herz krampft sich im Ekel zusammen. Sie wehrt sich seiner mit dem Dolch und wird zur Mörderin. Bis hierher ist alles von dichterischer Bildkraft, was nach kommt, ist Schauerromantik, verquillt mit neuzeitlichen Reflexionen. Mädchen soll hingegerichtet werden, der Prinz verliebt sich in sie und macht sie frei. Die tugendhaften Bürger verlangen dennoch ihren Kopf und der Prinz muß sich der stillosen Forderung fügen. Bor Genker und Volk sticht sich Mädchen nach einer schönen Philippika gegen die Weltordnung selbst tot. Ueber Volk und König steht am Ende das Freudenmädchen als die wahre Kronenträgerin.

Musik.

Die „Freie Volksbühne“ hat sehr recht daran getan, ihren Mitgliedern wiederum einen Opernzyklus darzubieten. An fünf Nachmittagen sollen zwei Opern von Lorhing und je eine

von Auber und von Nikolai im Vorking-Theater aufgeführt werden. Ein Proschürchen führt in das wichtigste ein; die Einleitung über „Spielopern“ könnte allerdings etwas weniger subjektiv sein. — Nach der ersten von diesen Aufführungen, die am Sonntag stattgefunden hat, sehen wir der Fortsetzung und einem regen Besuche mit Freude und mit einer warmen Empfehlung des Unternehmens überhaupt entgegen. Das hindert allerdings nicht, die Bedenken auszusprechen, die sich uns diesmal aufdrängten. Die Aufführung des Vorkingschen „Bar und Zimmermann“ war zum Teil so mäßig, daß die „Freie Volksbühne“ alles Recht besitzt, von der Direktion des Theaters, mit der sie diese Aufführungen vereinbart hat, entweder eine größere Sorgfalt oder einen Schadenersatz zu verlangen. Ersichtlich hatte sich die Regie keine Mühe gegeben. Wer weiß, ob dem als Gast bezeichneten Fredy Busch auch nur eine ordentliche Probe gewährt worden war, die diesen Besitzer einer gut lyrischen kleinen Tenorstimme vor einer Störung des großen Sextettes bewahrt haben würde! Daß die musterhafte Vornehmheit der Töne, welche Bruno Wolter inmitten der Komik seines Bürgermeisters bewahrte, nicht jeglichem Sänger eigen sein kann, wissen wir; dafür aber muß dann ein umso strafferes Zusammenarbeiten entschädigen. Ob sich dieses jemals in Nachmittagsvorstellungen genügend erreichen läßt?

Mineralogisches.

Metallbäume. In jedem Mineralien-Kabinet findet man Proben von natürlichem Silber, das eine eigentümliche baumähnliche Gestalt besitzt. Ferner sind jedem aufmerkamen Beobachter die gleichfalls baumartigen Zeichnungen auf Gesteinsoberflächen bekannt, die man danach auch wohl mit dem aus dem Griechischen entlehnten Namen Dendriten bezeichnet. Die Anordnung der Teilchen eines Metalls zu solchen an die Pflanzenwelt erinnernden Formen kann auch künstlich hervorgerufen werden. Länger bekannt sind dahingehende Experimente mit Blei und Silber, die in baumähnlicher Gestalt aus Lösungen von essigsäurem Blei bezw. salpetersäurem Silber durch Hinzufügung eines stark oxydierbaren Metalls erhalten werden können. B. Holz weist jetzt in der „Physikalischen Zeitschrift“ ausführlich nach, daß ähnliche Versuche mit eindrucksvollen und belehrenden Ergebnissen auch mit einer Anzahl anderer Metalle angestellt werden können. Man nimmt dabei einen schwachen elektrischen Strom zu Hilfe, der durch eine Lösung eines Metallsalzes hindurchgeschickt wird. Mit Blei, Silber und Zinn kommen baumartige Bildungen einfacher Art zustande. Wahrscheinlich aber wird die Erscheinung bei Benutzung eines Cadmiumsalzes, wobei ein wunderschöner Baum mit höchst zierlicher Verzweigung entsteht. Auch Kupfer und Zinn lassen sich benutzen, und die Zinnbäume zeichnen sich durch die glänzende weiße Färbung ihrer Zweige aus. Schwere fällt bleibt das Eisen, das bei dem Versuch einer Baumbildung nur plumpe und unansehnlich schwarz gefärbte Gestalten hervorbringt. Holz hat ferner gezeigt, daß man den elektrischen Strom auch ganz entbehren kann, indem man einen dicht mit Papier umwickelten Zinnstab in die Salzlösung hält. Uebrigens beginnt die Bildung des Baumes in diesem Fall erst nach etwa einer Stunde und ist nach 24 Stunden bis zur Länge von etwa 3 Zentimetern vorgeschritten. —

Humoristisches.

— **Jubiläumskalender.** In Griechenland plant man die Feier des 2400 jährigen Jubiläums der Schlacht bei Marathon, in Sachsen-Weimar die Feier des 700 jährigen Jubiläums des Sängerkrieges auf der Wartburg.

In unserer jubiläumssamen Zeit muß man, wie man sieht, schon Jahrhunderte und Jahrtausende zurückgehen, um Veranlassungen zu Gedenktagen zu finden. Als weitere einer Feier würdige Gedenktage schlagen wir vor: Den Einsturz der Mauern von Jericho, die Grundsteinlegung des Turms von Babel, den Tag der Reinigung der Ställe des Königs Aegias, die Einnahme von Troja durch die Griechen, den Tag der Einweihung der Götterburg Asgard, die Eröffnung der Tertiärformation, die Erfindung des Regenbogens, den Tag der Trennung des Mondes von der Erde, den Todestag des letzten Sauriers, den Geburtstag des ersten Tuberkelbazillus.

— Eine einzigartige Sehenswürdigkeit wird die für 1913 in Berlin geplante Weltausstellung aufweisen. Sie betitelt sich „Der letzte Baum des Tiergartens“. Um diesen zu erhalten, hat sich eine „Gesellschaft für beschränkte Abholzung“ gegründet. Man will den letzten Baum durch Glasumkleidung und Ueberdachung aufs sorgfältigste pflegen und schonen. Der Standort dieses Wunders, wie es eben einzig nur Berlin aufweisen kann, befindet sich zwischen den Denkmälern des 3877. Vorfahren der brandenburgischen Markgrafen und des 2578. Urahnens des letzten Draniers.

— Im Kadettenhause zu P. führte der Divisionspfarrer im Religionsunterricht folgendes aus: „Die weiße Vorhehung des Schöpfers erstreckt sich bis ins kleinste. Deshalb sehen beispielsweise auch die Flügel schwarz aus, auf daß sie auf der weißen Wäsche gleich zu entdecken sind.“

— Der Gastwirt. „Der Fürst von Monaco hat'n schwarzen Adler jekriegt und mir ham se sechs Monat injespotten wejen Duldung von Glückspiel; id sag ja immer, der Prophet jilt nicht im Waterlande!“

(„Jugend“).

Notizen.

— Eine neue Berliner Volksoper gedenkt der Gründer des Vorking-Theaters Direktor Max Garrison in der Potsdamerstraße 72 u. 72a zu erbauen. Das Theater soll 1600 Sitzplätze enthalten und am 1. Oktober 1908 eröffnet werden.

— Von Frank Bedekind wird in der nächsten Saison in den Kammerspielen des Deutschen Theaters ein neues Werk: „Musik“ aufgeführt werden.

— Goethe verballhornt. Unsere Klassiker sind für viele der bewährten Pädagogen und Sittlichkeitsnachwächter gerade gut genug, von ihnen verbessert und umgedichtet zu werden. Zu Aug und Frommen der Jugend, und — zur allgemeinen Ergözung. Gar Beachtames und Fürtreffliches haben die Herren Dietlein, Rektor, und Dr. Schumann, Regierungs- und Schulrat, auf diesem immer noch fruchtbaren Terrain geleistet. Goethes liebes „Schweizerlied“ hat es ihnen angetan. In dem von den Badenern herausgegebenen Lesebuche, wie es in der Halle'schen Bürger'schule eingeführt ist, bekommt Goethe auf allen Gebieten — Sprachbehandlung, Komposition, Sittlichkeit — die Jenjur V. Das ins Schulmeisterdeutsch übersezte Goethe'sche Lied, dem die ganz unmoralische letzte Strophe abgesehen wurde, heißt jetzt „Sommerlied“ und sieht so aus:

Auf'm Bergli bin ich geseßen,
Hab' di Vögli zugehäut!
Hab'n gesungen, hab'n gesprungen,
Hab'n Nestli gebaut.

Im Gärtli bin ich gestanden,
Hab' die Zimml zugehäut;
Hab'n gesummt, hab'n gebummt,
Hab'n Zelli gebaut.

Auf die Wiese bin ich gegangen,
Sah die Sommerbögli an:
Hab'n gefogen, hab'n geflogen,
Gar schön hab'ns getan.

Die ganze Ueberlegenheit der p. p. Umbichter tritt zutage, wenn man das Original daneben hält:

Uf'm Bergli bin i gefässe,
Ha de Vögle zugehäut;
Hänt gesunge, hänt gesprunge,
Hänt's Nestli gebaut. usw.

Auf die Gefahr hin, als Jugendverderber verletzert zu werden, wollen wir auch den Schluß wieder in sein Recht einsetzen:

Und da kummt nu der Hansel,
Und da zeig 'i em froh,
Wie sie's mache, und mer lache
Und mache's au so.

— Das Ernst Haedelmuseum. Das Phylogenetische Museum, eine Sammlung von Naturgegenständen, Präparaten, Bildern und anderen Unterrichtsmitteln, welche dem größeren Publikum die Bedeutung und das Wesen der Phylogenie oder Stammesgeschichte erläutern soll, jener Wissenschaft, die Ernst Haedel 1886 in seiner „Generellen Morphologie“, auf Lamarck und Darwin weiter bauend, als selbständigen Zweig in der Entwicklungslehre begründet hat, soll noch in diesem Jahre in Jena verwirklicht werden. Die Gemeindebehörden haben nunmehr den einstimmigen Beschluß gefaßt, als Baugrundstück ein städtisches Areal in der Nähe des von Haedel geleiteten Zoologischen Instituts unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

— Die Einnahmen der Pariser Theater. Mit jedem Jahre wachsen die Einnahmen der Pariser Theater; das letzte Jahr hat ihnen in der neun oder zehn Monate dauernden Spielzeit eine Zunahme von fast 1½ Millionen Frank gebracht! Im Jahre 1906 haben die Pariser Schauspielhäuser im ganzen 43 209 584 Fr. gegen 41 933 968 im Jahre 1905 und 40 025 502 im Jahre 1904 an Bruttoeinnahmen erzielt. Die höchsten Einnahmen erreichte die Große Oper mit 8 190 608 Fr.; aber die Opéra-Comique ist im letzten Jahre mit 2 539 609 Fr. nicht weit hinter ihr zurückgeblieben, sie hat fast jeden Abend das Maximum erzielt.

— Eine jüdische Kolonie in Ober-Aegypten. Der Archäologe Clermont Gauveau ist von einer Expedition nach der Insel Elephantine am nördlichen Ende der ersten Katarakte des Nil, gegenüber Assuan, zurückgekehrt, wo er eine Reihe von bemerkenswerten Entdeckungen gemacht hat. Er hat eine große Zahl Töpferwaren mit aramäischen Inschriften gefunden, die das Vorhandensein einer jüdischen Kolonie um das fünfte Jahrhundert v. Chr. auf dieser Insel beweisen. Aus den Funden geht auch hervor, daß sich in dem jüdischen Viertel der Stadt ein Heiligtum des Jehobab befand, dessen Spuren der Forscher bei späteren Ausgrabungen aufzufinden hofft. Außerdem wurden eine Menge Gegenstände aller Art gefunden, die den verschiedenen Epochen der ägyptischen Geschichte angehören.